



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf der Reise ins Land der Schwarzen.

Auf der Reise ins Land der Schwarzen.

P. Antonin Ruhia, R. M. M.

Es war im Spätherbst 1908. Kalt blies der Wind auf der offenen Kutsche, die mich zum nächsten Bahnhof bringen sollte. Ich war noch jung, zählte kaum 17 Jahre, und somit war mir das Scheiden vom trauten Heimatdörfchen hart geworden.

Das Schwerste aber harzte meiner an der Bahn; der Abschied von den lieben Eltern, die mir bis dorthin das Gefeste gaben. Es war nach menschlichem Ermess ein Abschied auf Nimmerwiedersehen, denn mein Reiseziel war Mariannhill im fernen Südafrika. Nochmals blickte ich Vater und Mutter in die tränenseuchten Augen, drückte, wahrscheinlich zum letztenmale, die guten, treuen Hände, die mich bisher so liebevoll ge-

wo mir noch einige Bekannte das letzte Lebewohl sagten, nach Saarbrücken. Die Landschaft bot des Schönen und Interessanten gar viel, doch ich sah fast nichts davon; meine Gedanken weilten noch immer in Biesingen, meinem lieben Heimatdörfchen, und bei all den Toren, die ich dort zurückgelassen.

Kurz darauf nahm uns das Moseltal auf mit seinen grünen Triften und vielbejungenen Weinbergen, seinen stolzen Villen, Städten und Burgen. Ich kam nach Trier, in die alte Bischofsstadt mit ihren vielen Heiligtümern. Zum Ansehen war leider keine Zeit; der Zug eilte fort, bog in die hochromantische Eifelgegend ein und nahm seine Richtung nach Köln, der stolzen Metropole des Niederrheins. Es war eine lange, schöne Fahrt. Als liebe Reisegenossen hatte ich einen Herrn



Klein Gertrud hält Schule.

führt und bewacht, hörte, wie sie die letzten Segensworte stammelten, mir eine glückliche Reise und den reichsten Gottesseggen für alle Zukunft wünschten und mir zuletzt viele herzliche Grüße an meinen älteren Bruder mitgaben, der schon seit einer Reihe von Jahren in Mariannhill weilte und inzwischen Priester und Missionar geworden war. Scheiden tut weh, unter gewissen Umständen doppelt weh. Doch Gott zuliebe, der da ruft, wird auch dieses Opfer gebracht, beiderseits, von den Eltern sowohl, wie von den dem Kinde. Wer dabei das schwerere Opfer bringt, weiß der lb. Gott, ich glaube die Eltern; denn diese fühlen beim Scheiden und noch lange Zeit darnach nur den schmerzlichen Riß und die gähnende Lücke, während das Kind einem großen, herrlichen Ziel entgegengeht und bald ein neues, überaus segnendes Arbeitsfeld vor sich sieht.

Der Zug fährt ab. Ein letzter Händedruck, ein fernes Winken. — In rascher Fahrt geht es über St. Ingbert,

aus Saarbrücken und einen echten Sprossen der Eifelgegend. Beide waren lokalfündig, überaus freundlich und gesprächig und so taute ich allmählich auf und bekam mehr und mehr Interesse an den herrlichen Landschaftsbildern, die sich da vor meinen Augen entrollten. Ich fragte nach hundert Dingen, denn alles war mir fremd und neu. Alles wollte ich wissen, den Namen von jedem Wasserlauf, jedem Städtchen, jeder Bergspitze, jeder alten Ruine und stolzen Burg; und alles sagten und erklärten mir die beiden freundlichen Herrn und wußten dabei so viele interessante Berichte und Erzählungen miteinzuslechten, daß mir die Zeit wie im Fluge verging.

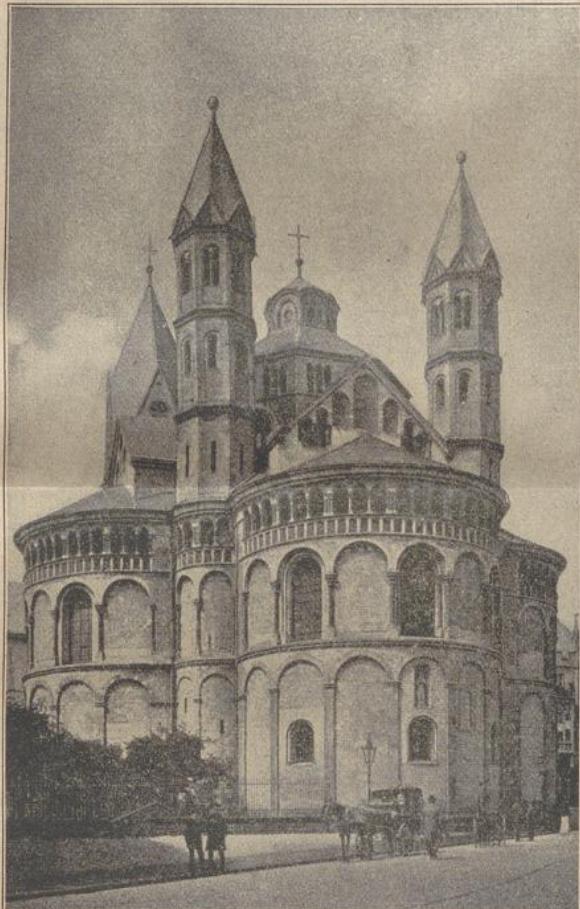
In Gerolstein ging unserm schnaubenden und pußtenden Feuerroß plötzlich der Atem aus. Weiß nicht mehr genau, wo es eigentlich fehlte; kurz, wir mußten warten, bis von der nächsten Station eine Ersatzmaschine eintraf, und so kam es, daß ich mit einer halb-

ständigen Verspätung nach Köln kam. Wie fremd fühlte ich mich in der großen Stadt mit ihrem lebhaften Verkehr. Trotzdem gelang es mir bald, das Hotel ausfindig zu machen, wo ich früherer Vereinigung gemäß übernachten und mit meinen künftigen Reisegegenossen, den Mariannhillischen Postulanten zusammenentreffen sollte. Ich fühlte mich da rasch heimisch; schon der Name „Zum Barthel“ hatte etwas Einladendes, Most oder etwas Aehnliches nebst kräftigem Imbiß gab es auch; das Willkommenste aber waren mir die soeben erwähnten Postulanten, die um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends, dreizehn an der Zahl, hier eintrafen. Es waren lauter junge, frische, gesangeslustige Geißen. Rasch waren wir alle mit einander verbrüderd, hatten wir doch alle das gleiche große Ziel, denselben idealen Beruf: die Mariannhillische Mission bei den Schwarzen im fernen Afrika. Es wurde gegessen, getrunken, gesungen und erzählt und dann gingen wir stillvergnügt nach „Bethlehem“, d. h. unter die Klappe ins Bett. —

Am nächsten Tage wollten wir zusammen die Stadt Köln und ihre Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen. Es war gerade das Fest der hl. Ursula und ihrer Gefährten, also für Köln, wo diese heldenmütigen Jungfrauen ihr glorreiches Martyrium bestanden, ein doppelter Ehrentag. Erst später erfuhr ich, daß auch unser Missionskloster Mariannhill in Südafrika eine beträchtliche Zahl Reliquien der hl. Ursula und ihrer Gefährten besitzt, und daß dort bei der Errichtung neuer Altäre sowohl fürs Mutterhaus, wie für die zahlreichen Stationen mit Vorliebe gerade von diesen Märtyrinnen Reliquien in den Altarstein eingefügt werden. In der St. Ursulakirche in Köln zählen diese Reliquien nach Tausenden. Viele schöne und kostbare Reliquien fanden wir auch in der St. Gereonkirche mit ihrem hohen, prächtigen Chor. Wie viele schöne und große Kirchen hat überhaupt Köln, das deutsche Rom! Ich erwähne nur die Apostelkirche, St. Martin und Maria im Kapitol. Und erst der Dom, die Zierde aller gotischen Kathedralen der ganzen Welt! Bilder davon hatte ich schon oft gesehen; doch was ist das schönste Bild gegen die Wirklichkeit? In mästlosem Staunen stand ich da und schaute an diesem Wunderbau mit seinen Tausenden von Türmchen, Figuren, Säulchen und Ornamenten empor. Und dabei welch einzig-schöne Harmonie! Da gibts nichts Störendes, nichts Stilwidriges, alles ist wie aus einem Guß, von derselben Meisterhand gezeichnet und darnach ins Werk gesetzt. Und erst das Innere! Dieser Wald von Säulen, die e himmelanstrebenden Gewölbe und Bogen! Dazu die großen, farbenprächtigen Fenster und Glasgemälde, die vielen Altäre und sonstigen Herrlichkeiten. Sein größter Schatz (nach der hochheiligen Eucharistie im Tabernakel) sind die Reliquien der heiligen drei Könige. Ich hatte Gelegenheit, den wundervollen, überaus kostbaren Schrein zu sehen, der diese Reliquien birgt, desgleichen die Schatzkammer mit ihren prächtigen Kelchen, Ciborien, Monstranzen usw. Ihr Wert geht in die Millionen. Doch genug; wollte ich Köln und all seine Herrlichkeiten schildern, ich käme an kein Ende.

Unsere Zeit war übrigens knapp bemessen. Was bedeutet unter solchen Umständen ein einziger Tag?

Um sechs Uhr abends fuhren wir vom Hauptbahnhof ab. Es war meinem patriotischen Bayernherzen eine besondere Genugtuung, daß mich gerade ein rheinisch-pfälzischer Eisenbahnwagen an die deutsche Reichsgrenze trug, die wir bei Cleve überschritten. Von da ging es über Nummern nach Hoek van Holland. Hat Holland im allgemeinen auch keine großen landschaftlichen Reize aufzuweisen, so besitzt es doch viele schöne Städte mit großen, prächtigen Kirchen, meist gotischen Stils. Von all dem sahen wir leider nichts; denn es war Nacht. Nicht einmal vom Meer wurden wir viel gewahr, als wir Schlag 12 Uhr in Hoek van Holland



St. Apostelkirche in Köln a. Rh.

an Bord eines Dampfers gingen, der uns über den Kanal nach Harwich bringen sollte. Wir gingen gleich in die Kabine hinab, suchten unsere Lagerstätten auf und überließen uns dem süßen Schlummer. Die vorige Nacht in Köln hatte ich soviel wie nichts geschlafen; ich war zu aufgeregzt. Heute stellte sich das Schlafbedürfnis doppelt ein. Dazu kam das sanfte Wiegen und Schaukeln der See; ich glaubte, ich liege in einer Wiege und bald war ich drüber im Reiche der Träume.

Als ich um 7 Uhr in der Frühe erwachte, waren wir schon in England. Von der Hafenstadt Harwich weiß ich nicht viel zu berichten, denn wir fuhren gleich mit der Bahn nach der Siebenmillionenstadt London.

Hier wurden unsere Koffer untersucht, ob sich nichts Hollbares darin finde; wir wurden alle als unschuldig befunden, und konnten ruhig unseres Weges ziehen. Zuerst stärkten wir uns durch ein kräftiges Frühstück, dann fuhren wir in einer Droschke durch das endlose Häusermeer mit seinem unglaublichen Gewimmel von Menschen und Wagen nach dem Dreiviertelstunden entfernten Hafen. Da lagen in endloser Reihe Hunderte von Schiffen mit zahllosen Booten, Kähnen und Leichtern; und in diesem Walde von Masten und Segeln bemerkten wir einen prächtigen Dampfer, einen großen Biermaster, der an seinem Bordstaben in goldenen Buchstaben den Namen *Von Dale Castle* trug. Es war unser Schiff, das stolze Fahrzeug, mit dem wir den Ozean durchqueren und nach dem fernen Südafrika steuern wollten. Fast einen ganzen Monat lang sollte es fortan unser Heim sein.

Nachdem wir unser Gepäck in der Cabine untergebracht hatten, begaben wir uns gleich auf Deck, denn schon ward mit der Schiffsglocke das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Die deutschen Dampfer dagegen verfügen meist über eine wohlgeschulte Schiffskapelle, die bei der Ein- und Ausfahrt in einen Hafen die prächtigsten Stücke zu spielen pflegt. So fuhren wir also am 23. Oktober 1908 um 1/212 Uhr Mittags von London ab. Am Ufer hatte sich eine große Menge Volkes angezählt, die vielfach mit Händen und Taschentüchern ihren lieben Angehörigen an Bord das letzte Lebewohl zwinkten. Manches Augenpaar sah ich dabei feucht schimmern; vielleicht war es auch hier für manchen ein Abschied auf immer.

Bald jedoch wandte ich meine Blicke der See zu. Immer weiter und endloser dehnten sich, je mehr wir aus der Themse herauskamen, die ungeheuren Wassermassen aus, bis endlich das Meer in seiner ganzen Größe und Majestät vor uns lag. Für einen Neuling ein unvergleichlicher, wahrhaft überwältigender Anblick! Zwar sahen wir noch immer Land; denn wir waren noch nicht auf hoher See, sondern fuhren erst im englischen Kanal der Hafenstadt Southampton zu. Zu unserer Rechten lag das britische Eiland, zur Linken die französische Küste; doch die Bilder, die vor unserem staunenden Auge auftauchten, wurden immer reicher, mannigfaltiger und großartiger. Ist doch hier die belebteste Verkehrsader der ganzen Welt.

Am Morgen des 24. Oktober, am Feste des heil. Erzengels Raphael, des Schutzpatrons der Reisenden, landeten wir in Southampton. Auf ein Stündchen durften wir ans Land. Wir benützten die Gelegenheit, um hier zum letztenmal europäischen Boden zu betreten. Das Bild war ähnlich wie in London, nur bewegte sich hier alles in kleineren, beschleideneren Formen, obwohl auch Southampton eine der bedeutendsten Hafenstädte Englands ist.

Bei der Aussfahrt kamen wir an einer Unzahl von Schiffen aus allen Ländern und Nationen, großen und kleinen Dampfern und Seglern vorbei. Tausende der buntgesichtigen Passagiere winkten uns eine fröhliche Reise zu. Etwa später kamen wir auch an fünf Kriegsschiffen vorbei, die aber wie die harmlosen Fahrzeuge der Welt still und friedlich vor Anker lagen. Auch die Größe konnte mir nur wenig imponieren; da wiesen die großen Handelsschiffe ganz andere Dimensionen auf. Ich urteilte da eben nach Art der Laien; ein Kenner hätte wohl einen andern Maßstab angesetzt.

Unser besonderes Interesse erregte kurz darauf die wildzerflüstezte Insel Wight, an der unser Dampfer

ganz nahe vorbeifuhr. Kurz, wir kamen aus dem Schauen und Staunen den ganzen langen Tag über nicht heraus, bis sich endlich die Nacht herabsenkte und über die ganze Herrlichkeit ihren dunklen Schleier ausbreitete. Für heute hatten wir übrigens genug gesehen, wir stiegen in den Speisesaal hinab, nahmen unser Abendessen ein und gingen dann zu Bett.
(Fortsetzung folgt.)

Vom Schutzengel gerufen.

Missionsstation Einsiedeln. — Es war im September v. J., als ich einst mitten in der Nacht an meiner Zimmertür klopfen hörte. „Wer ist draußen?“ fragte ich rasch. Keine Antwort. Ich wiederholte meine Frage und stehe, als wiederum keine Antwort erfolgte, auf und öffne die Tür, um zu sehen, wer zu so ungewohnter Stunde geklopft habe. Doch es war kein Mensch da. Still und friedlich goß der Mond sein fahles Silberlicht auf die in tiefem Schlummer ruhende Missionsstation. Nirgends ein Laut; kein Lüftchen rührte sich. Und doch wußte ich, daß es klar und deutlich an meiner Tür geklopft hatte. Was sollte das sein? — Es stiegen allerlei Gedanken in mir auf, ich dachte an die Sterbenden, an die armen Seelen im Fegefeuer, an die Tausenden armer Verwundeter auf den europäischen Schlachtfeldern, kniete nieder, betete eine Weile und legte mich dann wieder, nachdem ich zuvor allen Bedürftigen Weihwasser gegeben und den priesterlichen Segen gespendet hatte, auf meinen strohgepolsterten Strohsack nieder und schlief ein.

Am nächsten Morgen kam mir das nächtliche Klopfen wieder in den Sinn. Dabei erinnerte ich mich einer gewissen Julia, die in beträchtlicher Entfernung von der Missionsstation frank lag und an der sogenannten galoppierenden Schwindsucht litt. Gleich nach der hl. Messe sattelte ich mein Rößlein und machte mich auf den Weg zur Kranken. Als ich in ihre Hütte eintrat, sagte sie: „Gott sei Dank, Vater, daß du kommst! Ich habe mich gestern den ganzen Tag so sehr nach einem Priester gesehnt und habe heute Nacht viel darum gebetet!“ — Nun wußte ich, woher das nächtliche Klopfen gekommen.

Zehn Tage später klopfte es wieder an meiner Tür. Diesmal fragte ich nicht mehr, wer da sei, ich ahnte gleich, daß mich Julias Schutzengel rufe und eilte am nächsten Morgen zu ihr. Ich fand sie äußerst schwach, ja dem Tode nahe. Mit gebrochener Stimme erzählte sie mir, sie habe gestern ihre heidnischen und protestantischen Geschwister so dringend gebeten, den Priester zu holen, weil sie sich dem Tode nahe fühle und noch einmal beichten wolle. Doch keines sei gegangen, alle hätten den weiten Weg gefürchtet. In dieser Not habe sie sich an ihren hl. Schutzengel gewendet, mich zu rufen, und sei nun, wie sie sehe, erhört worden.

O Engel, o Schützer mein, du meines Gottes Gabe,
Dir will ich ambefohlen sein, solang ich Atem habe!

P. Solanus Peterek, R. M. M.

Arbeiten bei einer Neugründung.

Von Schw. M. Eustochium, C. P. S.

St. Michael. — Es war zu der Zeit, da von St. Michael aus die Missionsstation Himmelberg gegründet werden sollte, als ich eines Tages von P. Rektor